

WINFRIED SCHLAFFKE, *Heinrich Wittenweilers Ring. Komposition und Gehalt.* – Berlin: Schmidt 1969. 161 S. (Philologische Studien und Quellen Heft 50).

In der vorliegenden Arbeit, einer 1966 geschriebenen Hamburger Dissertation, werden in einer „längsschnittartigen Darstellung“ „entlang der Handlung“ (S. 5) Fragen des Aufbaus, der Gliederung und Interpretation des ‚Rings‘ von Heinrich Wittenweiler behandelt, wobei sich Wießners Kommentar allenthalben als ein umsichtiger und sicherer Führer durch das Werk bewährt. Bei diesem Gang gelangt Schlawffke, der bei der Beschreibung moderne Strukturbegriffe mit Recht meidet, zu einer ganzen Reihe von überzeugenden Ergebnissen und Richtigstellungen bisher falsch gedeuteter Stellen oder ganzer Szenen. Nur auf wenige Punkte kann im folgenden näher eingegangen werden.

In seiner Interpretation der Prologverse 49 ff.:

Secht es aver ichts hie inn,
Das weder nutz noch tagalt pring,
So mügt irs haben für ein mâr

entzieht Schlawffke (S. 11f.) der von ihm nicht mehr berücksichtigten Deutung, die U. Gaier, *Satire. Studien zu Neidhart, Wittenweiler, Brandt und zur satirischen Schreibart*, Tübingen 1967, S. 107 in sie hineingelesen hat, im voraus den Boden. Mit *ein mâr* ist natürlich das ganze Epos gemeint, d.h. beide Stränge, der des *ernstes* und der des *törpellebens*, sind zu einem *mâr* verflochten und von dem Leser als eine Einheit zu nehmen (zum Terminus *mâr* s. auch H. Fischer, *Studien zur deutschen Märendichtung*, Tübingen 1968, S. 79–83). Zwar ist die Unterhaltung der Didaxe an Bedeutung untergeordnet, was schon daran ersichtlich wird, daß diese die Dreiteiligkeit (s. V. 17–28) des Werkes bestimmt (s. auch Schlawffke S. 83); ihre Darstellung jedoch erfolgt nach Gesetzen und Verlauf der epischen Handlung, die also „eine den didaktischen Zweck der Dichtung unterstützende Funktion zu erfüllen“ hat (S. 12).

M. E. ist auch in Wittenweilers Reflexion im Prolog über den Aufbau des Werkes, seine Dreiteiligkeit und über die Unterscheidung der beiden Schichten des Werkes durch die Farblinien ein beachtenswerter Hinweis darauf zu sehen, daß wir es bei dem ‚Ring‘ in erster Linie mit einem Lehrgedicht zu tun haben: Solche Überlegungen sind in der mhd. Literatur typisch für die Gattung der Lehrdichtung. Ich verweise dafür auf die Ausführungen von H. Pyritz in der Einleitung

rungen: Ihre Bemerkung (S. 10), daß die Auffassung, David von Augsburg habe überhaupt nicht deutsch, sondern nur lateinisch geschrieben, nur in der älteren theologischen Forschung vereinzelt vortreten wurde, ist falsch. W. Stammler hat bis an sein Lebensende daran festgehalten, vgl. zuletzt die Bearbeitung seines Aufsatzes ‚Mystik in Norddeutschland‘ in Ruh (Ed.), *Altdt. u. altnndl. Mystik a. a. O.* S. 386–436, spez. S. 428 Anm. 164: „Auch trotz K. RUHS Ausführungen in ‚Augusta‘ 1955, S. 76ff. fehlt mir noch ein objektiver Beweis für David als Verfasser deutscher Schriften.“

zu seiner Ausgabe der ‚Minneburg‘ (Berlin 1950 [= DTM 43]), S. LXVI. Bemerkenswert im Hinblick auf Wittenweilers Unterscheidung von *ernst* und *törpelleben*, *nutz* und *tagalt* durch die Farblinien ist in der ‚Minneburg‘ die im ganzen Werk durchgeführte terminologische Unterscheidung der ineinander verschachtelten allegorischen Erzählhandlung (*materg*) und der Minnereden (*underbint*, s. Pyritz ebd.).

Die Stimmigkeit der Farblinien, ihre Wichtigkeit als Hilfsmittel der Interpretation hat Schlaffke für viele Stellen aufs Schönste gezeigt; oft sind sie das einzige Indiz dafür, wie der Dichter die Stelle aufgefaßt haben will, vergl. Schlaffke S. 17, 21, 25, 87 u. ö.¹

Welche Vorbilder Wittenweiler auf den Einfall gebracht haben mögen, „die beiden in der Tonart verschiedenen Schichten seines Werkes für den Leser der Handschrift . . . durch zwei verschiedenfarbige Initiallinien auseinanderzuhalten“ (Wießner in seiner Ausgabe des ‚Rings‘ S. 341), hat auch Schlaffke nicht ermitteln können. Aber so wie die kleine Schwankerzählung von ‚Metzen hochzit‘ Auslösefunktion für Wittenweilers gewaltiges Werk hatte (S. 14 Anm. 1), so mag ihm die Anregung für seine ausgetüftelte *sophistrei* (V. 3000), neben den von Wießner a.a.O. angeführten farbsymbolischen Erwägungen, durch einen Schreiber gekommen sein, wie den der Weimarer Hs. Q 565. Dieser hat in den Stücken der Hs. – Fastnachtspiel, Reimsprüche, Rätsel, Lieder, Schwankmären – jeweils die anstößigen Stellen selbst rot unterstrichen (s. A. Mihm, Überlieferung und Verbreitung der Märendichtung im Spätmittelalter, Heidelberg 1967, S. 120 und Anm. 1).

Anhand der Beichtszene (V. 660–829) soll auf die behutsame und das Werk genau befragende Interpretationsweise Schlaffkes stellvertretend hingewiesen werden. Die Motivation der Szene durch die Handlung und die geschickte Einbettung in sie durch vorher geschaffene Anknüpfungspunkte werden aufgezeigt (S. 24–27) und lassen erkennen, daß diese Szene alles andere ist, als eine versprengte Episode, eingeführt, um eine groteske Situation zu gewinnen (so Martini, von Schlaffke sinngemäß zusammenfassend zitiert S. 25 Anm. 3). U.a. das Ernstnehmen der Farblinie (S. 25 Anm. 9) ermöglicht Schlaffke eine Analyse, deren Ergebnis er darin sieht, daß der Beichtschwank „dem Didaktiker hervorragende Gelegenheit (bot), ein lehrhaftes Thema anzuknüpfen“ (S. 24) – selbstverständlich an möglichst lächerliche Situationen.

Andererseits versucht Schlaffke aber dort, wo Brüche in der Komposition festzustellen sind, nicht diese wegzudisputieren oder harmonisierend auszugleichen. Die Einordnung des Schülerspiegels z.B. hat den Erklärern seit jeher Schwierigkeiten gemacht, und auch Schlaffke konstatiert: „Die geschlossene Welt des Bauernschwanks erweist sich jetzt als zu eng, um aus ihr das alle Lebensbereiche umfassende Lehrmaterial zu entfalten“ (S. 62 Anm. 7).

¹ Die Arbeit enthält ein ausführliches Sachregister, das gehaltlich und formal Zusammengehöriges, aber wegen der „längsschnittartigen Darstellung“ über die ganze Arbeit Verstreutes systematisch sammelt. Auf diese Weise sind die jeweiligen Ausführungen leicht zu finden.

An einem Punkt seien Zweifel an Schlaffkes Interpretation angemeldet. Bei der Betrachtung des Schlusses der Dichtung, der sich auch Schlaffkes deutendem Zugriff nicht ganz fügen will, schreibt er: „Bertschis Schuld besteht also darin, daß er die Lehren und Gebote, die der Mensch für ein sinnvolles Leben unbedingt braucht, nicht angenommen hat und nicht annehmen konnte, weil er sein Herz in Hoffahrt verhärtet hatte“ (S. 114). In den Versen 9687 ff. heißt es aber:

Da mit gedacht er auch dar an,
Wie sich alleu dinch vergend,
Die an unsern werchen stend,
Dann allaine gottes vorcht,
Gottes minne unverworcht.

Bertschi erinnert sich also an die Belehrung, die er im Schülerspiegel (!) bekommen hatte *Ein anvanch aller witzten ist Gottes forcht mit sälger list* (V. 3864f). Im Gegensatz zu früher zieht er aber jetzt das erste Mal die Konsequenzen aus den Lehren und macht Ernst mit dem, was er zu Beginn des Schülerspiegels gesagt hatte: *„Darumb so muost du lernen bas.“* *„Daz tuon ich gern“*, sprach Triefnas (V. 3844f.) – er geht als Einsiedler in den Schwarzwald. Es zeigt sich bei näherem Hinsehen überhaupt, daß Bertschi früher bereitwillig Lehren aufnahm, zu ihrer praktischen Anwendung aber nicht kam; sei es, daß er sie im entscheidenden Augenblick vergaß, wie bei dem Turnier: *Secht, do ward er erst enphinden, Daz Chuontz in vor gesaget hiet, Do er ze lesten von im schied* (V. 615ff.), oder, daß er von seinen jungen Gesellen an ihrer Durchführung gehindert wurde, vergl. V. 5816–24; V. 5950 *Und gedacht im an die ler*, die ihm V. 5035ff. gegeben war; V. 7043 hindert ihn Mätzli, so zu handeln, *Sam in der schreiber hiet gelert* (s. auch Schlaffke S. 93f.). Bertschi ist ein Dummkopf und ein Schwächling, der sich, auch wider besseres Wissen, nicht durchsetzen kann, oder der vor Aufregung alles vergißt; er spielt auch, wo es ernst wird, bei dem Kriegsrat der Lappenhauser, bei den letzten Kriegsvorbereitungen und der Schlacht selbst keine Rolle mehr und gibt bei der Belagerung auf dem Heuschober (V. 9540–9652) eine ebenso klägliche wie lächerliche Figur ab – von „Schuld“ und „Hoffahrt“ sollte man aber nicht sprechen. Schlaffke hat seine Fähigkeit, überzogene Interpretationen abzubauen (z.B. S. 25 Anm. 8 oder S. 61) und moralische Wertungen (s. vor allem die Bibliographie) auf das ihnen zukommende Maß zu reduzieren, an dieser Stelle nicht konsequent genug genutzt, obwohl die eben skizzierte Interpretation auch von ihm selbst angedeutet worden ist, vergl. S. 114 Anm. 17 und S. 115 Anm. 20.

Besonders hervorgehoben und zur allgemeinen Nachahmung empfohlen sei die sorgfältige Bibliographie. Sie ist nicht nur die bisher vollständigste (bis einschließlich 1965), sondern ist auch dadurch, daß fast jeder Nummer eine kurze Inhaltsangabe beigegeben ist, beinahe zu einem Forschungsbericht zum ‚Ring‘ geworden.

Aussetzen könnte man an ihr, abgesehen von wenigen kleineren Verschen (bei Nr. 48 wären auch die Kommentare S. 14–25 und S. 48–58 zu nennen gewesen; bei Nr. 97 ergänze S. 292–477; bei Nr. 100 stammt die zitierte Bemerkung nicht von Oskar Jänicke, sondern von Karl Müllenhoff, dem ungenannten Hrsg. des Laurin und Walberan), daß der Kreis der in Abschnitt VI („Untersuchungen . . ., die den ‚Ring‘ in anderem Zusammenhang mitbehandeln“) aufgenommenen Literatur zu groß und so naturgemäß unvollständig ist: denn z.B. einen bloßen Verweis auf die Zahlen von ‚Ring‘-Versen mit zwei Sternchen (s. S. 119) zu bezeichnen, heißt dem betreffenden Aufsatz (Nr. 172) zu viel Ehre antun; andererseits hätte dann auch z.B. Wießners Kommentar zu den Liedern Neidharts, Leipzig 1954, der eine Menge von Verweisen auf den ‚Ring‘ birgt (z.B. S. 20. 91. 101 etc.) eine Aufnahme verdient. Inzwischen sind außer Gaiers oben zitiertem Werk noch folgende Titel zu ergänzen: Zu IIa: Els Oksaar, *Mittelhochdeutsch, Stockholm-Göteborg-Uppsala 1965*, S. 167ff. (V. 5711–6128), S. 255–258 und 423 (Erklärungen und Bibliographie); zu IV: B. F. Steinbruckner, *Zu Heinrich Wittenweilers ‚Ring‘*, GQu XL (1967) S. 643–652; Elmar Mittler, *Das Recht in Heinrich Wittenweilers ‚Ring‘*, Freiburg i. Br. 1967 (= *Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte XX*); U. Gaier, *Das Verhältnis von Geistigkeit und Vitalität in Wittenweilers ‚Ring‘*, DVjs 43 (1969) S. 204–213.

Man wird das Buch, das den Leser auch durch seinen unpräzisen Stil für sich einnimmt, nicht ohne Dank an den Verfasser für vielfältige Belehrung und umsichtige Information aus der Hand legen.

MARBURG/LAHN

CHRISTOPH GERHARDT

GERHARD STAMM, *Studien zum ‚Schwarzwälder Prediger‘*. – München: Fink 1969. 150 S. (Medium Aevum. Philologische Studien Bd. 18).

Daß die Forschung zur mittelalterlichen deutschsprachigen Predigt, sofern diese nicht zum Bereich der Mystik gehört, im argen liegt, ist bekannt. Erst in jüngster Zeit zeigt sich ein gewisser Wandel (vgl. die Diss. von Völker, Frühwald, Richter, Mertens etc.).¹ Auch die Arbeit von Stamm, die im WS 1966/67 in Würzburg als Dissertation angenommen wurde, ist ein Zeugnis für diese erfreuliche Entwicklung. Der Titel ‚Studien zum Schwarzwälder Prediger‘ ist wörtlich zu nehmen. Es handelt sich in der Tat nicht um eine

¹ Paul Gerhard Völker, *Die dt. Schriften des Franziskaners Konrad Bömlin. T. I: Überlieferung u. Untersuchung*, München 1964 (MTU 8); Wolfgang Frühwald, *Der St. Georgener Prediger*, Berlin 1963 (QF, NF 9); Dieter Richter, *Die dt. Überlieferung der Predigten Bertholds von Regensburg*, München 1969 (MTU 21); Volker Mertens, *Das Predigtbuch des Priesters Konrad*, Diss. Würzburg 1966 (Teildruck).